

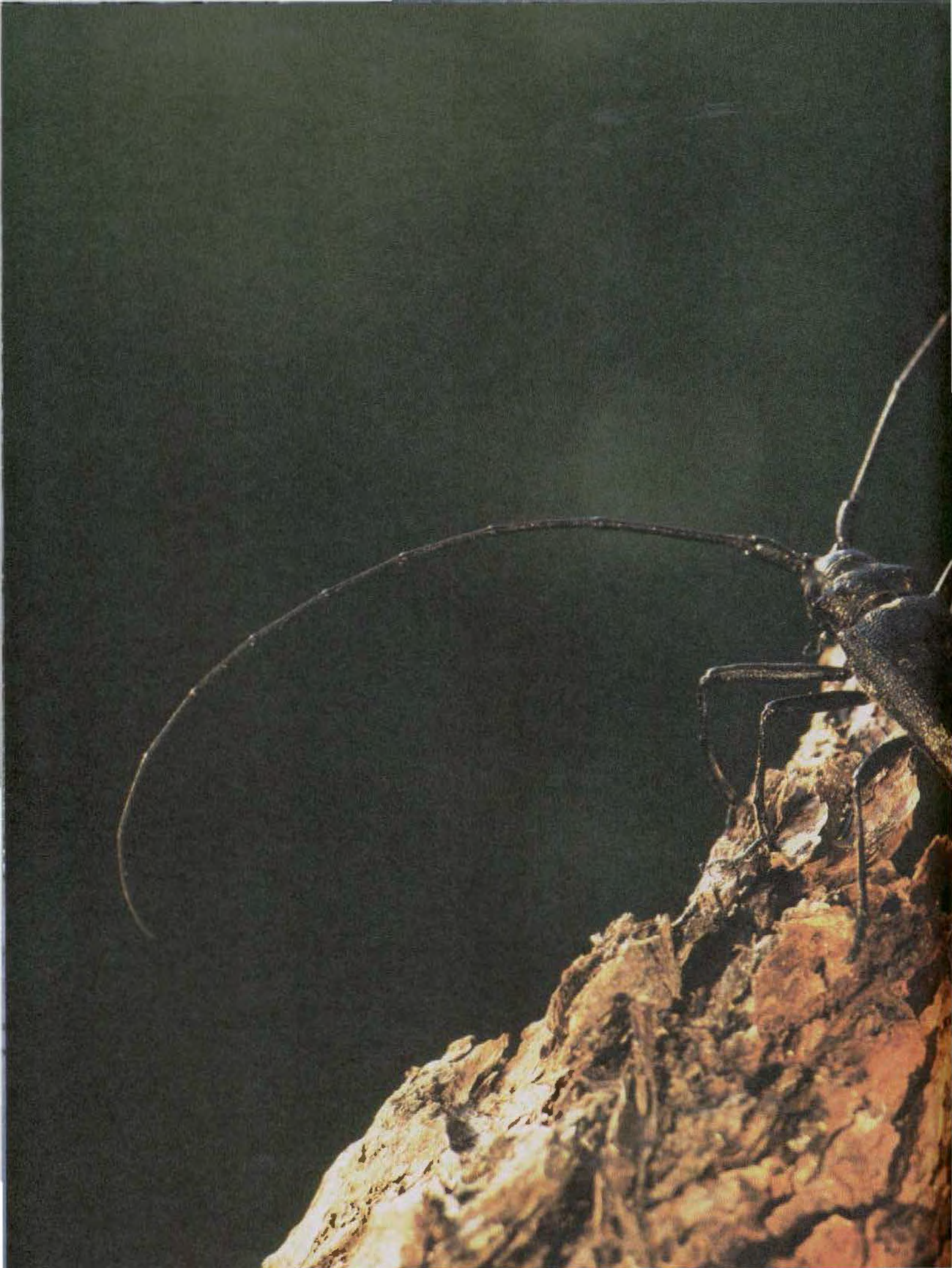
A photograph of a snowy forest. In the foreground, a large, dark tree trunk with a thick layer of snow on its branches curves from the right side towards the center. The background is filled with many other trees, all heavily covered in snow, creating a dense, white forest scene. The ground is also covered in a thick layer of snow.

A m längeren Ast

*Wie der Wald überlebt, trotz Borkenkäfer und
Blattlaus, trotz Gams und Reh*

Text: Wolfgang Scherzinger
Fotol: Roland Mayr





Der Wald ist ins Gerede gekommen: Die Luftschadstoffe aus Fabriken, Autos und Massentierhaltung lassen seine Bäume im „sauren Regen“ kränkeln und das Wurzelwerk verkümmert unter dem Einfluß der Stickstoffdüngung aus der Luft. Dieses „Waldsterben von oben“ erhält tatkräftig Unterstützung vom „Verbiß von unten“ – durch Reh und Hirsch und Weidevieh. Der geschwächte Wald wirkt außerdem besonders attraktiv für das Regiment der Holzpilze, Krankheitserreger und Schadinsekten: Schwammspinner, Wickler, Eulen und Spanner erzielen maximale Dichten im Wald der Niederungen. Während z.B. die von Raupen kahlgefressenen Eichen großteils überleben, wirkt der Borkenkäferbefall im Bergwald meist letal.

Unter diesen vielseitigen Belastungen prognostizieren die Experten dem Wald nicht nur verringerte Sturmfestigkeit und kürzere Lebenserwartung, sondern auch sinkende Wasserspeicherkapazität und schlechteren Bodenhalt. Da den Emissionen – als Hauptverursacher – nicht so leicht beizukommen ist, konzentrieren sich Konzepte zur Rettung des Waldes auf die „schädlichen“ Pflanzenfresser. Soviel ist heute klar: In Wäldern mit überhöhter Wilddichte oder Weidevieh-Eintrieb bleibt von der Waldverjüngung kaum etwas übrig; Jungfichten sind zurechtgebissen, Tannen verkrüppelt, Laubbäume schlichtweg aufgefressen!

Der Lebensraum Wald entwickelt sich offensichtlich besser ohne diese Tiere. Zaun, Verbißschutz und – vor allem – Abschluß scheinen die einzig richtige Lösung zu sein. Rehe müssen massiv reduziert werden; der Rothirsch – eben noch „König der Wälder“ – kommt hinter Schloß und Riegel, und verbringt sein halbes Leben im „Wintergatter“; die Trennung von Wald und Weide macht Schluß mit einer mehrtausendjährigen Tradition der Waldnutzung, denn Rinder und Schafe fressen nicht nur das Gras im Wald.

Der Wald ist ins Gerede gekommen: Im Holz sind große Mengen an Kohlendioxid gebunden. Normalerweise harmloser Bestandteil unserer Atemluft, wird dieses Gas heute im Überschuß produziert und entströmt den Autoabgasen, Schornsteinen und Waldbränden, wodurch sowohl das Pflanzenwachstum als auch der „Treibhauseffekt“ angeheizt wird. Je mehr Wald, desto mehr Holz, desto weniger Treibgase – so einfach scheint die Rechnung. Im Gegensatz zu Kohle, Erdöl oder Erdgas, als fossile und nicht erneuerbare Energieträger, schneidet Holz als „nachwachsender Rohstoff“ in der Ökobilanz besonders gut ab: Eine nachhaltige Waldbewirtschaftung wird aus diesem Blickwinkel ein Beitrag zum Umweltschutz.



*Großes Bild:
Eindrucks-
volles Exemplar
aus der Familie der
Bockkäfer. Viele
Bockkäfer-Larven
leben im Holz – meist
in abgestorbenen Bäumen.*

*Kleine Bilder:
Morgendlicher Tau macht
aus dem Netz einer
Kreuzspinne ein Kunstwerk,
aus dem Fichtenporling
ein Juwel.*



Dabei könnte gleichzeitig eine noch breitere Palette an Funktionen des Waldes wirksam werden, wie Erosionsschutz, Trinkwassersicherung, Erholungs- und Erlebnisraum etc. – Die Idee einer multifunktionalen Forstwirtschaft ist bestechend. Doch gibt es eine Gruppe von Widerständlern aus der Tierwelt, die eine planmäßige Holzproduktion in geregelter Umntriebszeit, mit ordentlichen Hiebsflächen und altersgleichen Aufforstungen immer wieder sabotiert: Rüsselkäfer befallen die Forstpflanzen, Borkenkäfer die freiragenden Altholzanschnitte. Läuse, Blattwespen, Schmetterlingsraupen fressen sich im Kronendach satt, soweit nicht Hirsch, Gams oder Reh schon kräftig ausgelichtet haben. Speziell bei den Tieren des Waldes wird die „Rote Liste“ gefährdeter Arten immer länger. Nicht bei allen ist der Rückgang so spektakulär wie beim Auerhuhn, denn die Fledermäuse und Eulen leben sehr heimlich, die anspruchsvollen Spechtarten werden leicht übersehen und die spezialisierten Käferarten verkriechen sich im Dürnholz. Doch die Bilanz ist alarmierend: Je „ordentlicher“ die Waldwirtschaft, desto dramatischer der Verlust an waldspezifischen Tierarten! Bedenkt man, daß die Tier- und Pflanzenwelt der Wälder zur ursprünglichsten Artenausstattung unserer Landschaft zählt, wird sofort klar, warum der Natur- und Artenschutz auf die Sicherung möglichst naturnaher Wälder drängen muß: Der Lebensraum Wald beherbergt einen letzten Rest an Urnatur, einen Hauch von Wildnis – als Nachklang längst versunkener Zeiten. Damit ist der Konflikt umrissen, der zur Zeit die Diskussion um Nutzung, Pflege und Schutz der Wälder beherrscht: Wird die nachhaltige Sicherung der Wald-Funktionen – mit Schwerpunkt Holzproduktion – in den Vordergrund gestellt, kann der Forstbetrieb auf Auerhühner, Rauhfußkauz und Weißrückenspecht kaum Rücksicht nehmen. Heißt die Zielrichtung maximale Artensicherung, so müssen Waldbau und Holznutzung ganz auf die Lebensbedürfnisse der „Indikatorarten“ des Naturwaldes abgestimmt werden. Da alle diese Eingriffe gegen eine natürliche Dynamik des Waldes arbeiten, fordert der Naturschutz neuerdings „mehr Natur“ im Wald, am besten durch großräumige Reservate, wo die Natur des Waldes sich nach eigenen Gesetzmäßigkeiten entfalten kann – ganz ohne Planung, Pflanzung oder Pflege. So verschieden diese denkbaren Wege sind, sie haben eines gemeinsam: Sie beziehen sich auf Waldlebensgemeinschaften, in denen Bäume, sonstige Pflanzen und die Tiere in stetiger Wechselwirkung leben.

Das „Grüne Welttheater“

Zunächst gibt es da das ökologische Paradoxon, daß Wälder, je massenreicher und mächtiger ihre Bäume, den Tieren umso weniger Nahrung bieten: Zum einen ist der Hauptanteil der pflanzlichen Produkte als Holz in den Stämmen gespeichert, das selbst für anspruchslose Pflanzenfresser nicht verwertbar ist. Des weiteren sind Blätter, Knospen und Nadeln meist durch Harze oder Bitterstoffe vergällt oder mit Stacheln oder Dornen bewehrt, für manche Arten jedenfalls ungenießbar, außerdem in schwindelerregender Höhe der Baumkronen. Für Kletterkünstler wie die Eichhörnchen, für Vögel und Insekten kann das Nahrungsangebot im Kronendach zwar erreichbar sein, doch bleibt stets ein nur überraschend kleiner Anteil auch verwertbar.

Im alten, tief beschatteten Wald kommen die Pflanzenfresser am Waldboden, wie Waldmaus, Hase oder Hirsch noch viel schlechter weg, da das Licht unter dem dichten Kronendach für ein nahrhaftes Pflanzenwachstum nicht ausreicht. Die Busch-, Kraut- und Grasfresser, die Blütenbesucher und alle sonnenhungrigen Tierarten (wie Ameisen, Schmetterlinge oder Eidechsen) müssen ausharren, bis Sturm, Blitzschlag oder Holzernte eine Lichtung schlagen.

Alles in allem gelingt es den Waldbäumen überraschend gut, sich vor dem Zugriff der Tiere zu schützen, so daß diese höchstens fünf bis zehn Prozent der nachwachsenden Pflanzenstoffe abernten können. Pflanzenfresser bleiben daher im Wald relativ selten. Wieviel seltener müssen erst die Jäger unter den Tieren sein, die solche Pflanzenfresser erbeuten! Auf einen Luchs kommen etwa 200 bis 500 Rehe, auf einen Habicht 300 bis 400 Drosseln oder Tauben, auf einen Specht wohl mehrere Millionen Borkenkäfer. Je größer ein Raubtier, desto geringer ist sein Anteil am Kuchen der pflanzlichen Jahresproduktion. Der Hauptanteil fällt den Kleinstlebewesen in der Oberschicht des Waldbodens zu, die als Zerleger und Zersetzer alle Pracht und Herrlichkeit gestürzter Baumriesen, Nadeln und Blüten, Laub und Leichen zu Humus verarbeiten.

Folgerichtig läßt sich rasch errechnen, daß Wildtiere am Energiefluß kaum beteiligt sind und für den Stoffkreislauf offenbar auch keine Rolle spielen. Tatsächlich wurde in der Ökologie der voreilige Schluß gezogen, Tiere hätten für den Wald keine Bedeutung, seien eher unnütz, wenn nicht sogar schädlich!

Bei Beobachtung der Langzeitentwicklung von Wäldern bietet sich aber ein



Verschiedene Bewohner des Waldes: Die Waldohreule (oben) ist nicht sehr anspruchsvoll. Sie nistet auch in verlassenen Krähenhorsten. Der Weißrückenspecht (Mitte) meißelt seine Höhlen nur in abgestorbene Buchenstämme. Das Auerhuhn (unten: eine Henne) benötigt ein Mosaik von verschiedenen Lebensräumen auf engem Raum.

ganz anderes Bild: Trotz relativ geringfügiger Nutzung von Blättern oder Bast, Samen oder Knollen wirkt die Tierwelt im Rollenspiel des „Grünen Welttheaters“ ganz kräftig mit: Ohne Bestäubung durch Hummeln gäbe es keine Heidelbeeren, ohne Regenwürmer keinen krümeligen

Feinhumus, ohne gängegrabende Mäuse hätten Pilzsporen nur wenig Möglichkeiten, unter den Boden zu kommen, ohne Wildschweine wären die Keimbedingungen für Buchen oder Eichen erschwert, ohne Drosseln kämen die feinen Samen der Beerensträucher gar nie auf den Kahlschlag, ohne Marder würden Kirschenkerne und Vogelbeersamen nicht so weit verfrachtet, ohne Eichhörnchen oder Eichelhäher fänden die Haselnüsse keine so günstigen Keimbett-Bedingungen und ohne Spechte hätten es die Borkenkäfer – vermutlich – noch leichter, Nadelbäume durch Massenbefall abzuwürgen.

Natürlich besteht nicht nur zwischen Pflanzen und Pflanzenfressern eine seit langem abgestimmte Wechselbeziehung. Ein vergleichbares Verhältnis hat sich auch zwischen Pflanzenfressern und ihren Freßfeinden bzw. unter den Beutegreifern selbst eingependelt. Daneben gibt es zahlreiche Tätigkeiten von Wildtieren, die – rein als Nebeneffekt – bei der Bereicherung der Lebensräume mitwirken: Der nach Pilzen und Wurzeln wühlende Wildschweinnüssel lockert die Bodenstreu und begünstigt ganz ungewollt das Aufkeimen der Tannensaat; der Erdaushub am Dachsbau ist willkommenes Siedlungsraum für Ameisenlöwen; die Hirschuhe dient dem Bergmolch als Balztümpel und der Huftritt der schweren Wisente erleichtert das Ansamen von raschleibigen Sträuchern, so wie auch das Abfressen der Grasflächen durch den Auerochsen den Blütenreichtum von Waldwiesen merklich anheben kann.

Die Arten des Wald-Innenklimas

Für die Diskussion der Lebensraum-Ansprüche bzw. der Hilfsmaßnahmen zum Schutze der Waldtiere ist die deutliche Auftrennung der Fauna in ein Zwei-Klassen-System wichtig: Zum einen lassen sich die Arten des Wald-Innenklimas zusammenfassen, die über Jahrhunderte gleichbleibende Bedingungen schätzen, wo sie im Moderholz, auf flechtenüberkrusteter Borke, in den Kronen der Urwaldriesen oder in der pilzdurchsetzten Laubstreu leben. Hierzu zählen vor allem Spinnen, Käfer, Schnecken, der Feuersalamander, Langschwanzmäuse, Siebenschläfer, und von den Singvögeln der Baumläufer, manche Fliegenschnäpper sowie Mittel- und Weißrückenspecht.

Ihr Lebensraum wird am besten durch „Nichts-Tun“ geschützt bzw. durch Verzicht auf Holzeinschlag, wie es heute für Altholzinseln oder Naturwald-Reservate erprobt ist. Im bewirtschafteten Wald kommt der altholzreiche „Plenterwald“

bzw. der naturgemäße „Dauerwald“ den Ansprüchen dieser ökologischen Gruppe am weitesten entgegen, soweit hier ausreichend Totholz geboten bleibt.

Die Wald-Lücken-Arten

Die zweite Gruppe ist durch die Wald-Lücken-Arten charakterisiert, die im geschlossenen Wald nur schlecht zurecht kommen, vielmehr auf besonnte Waldränder, üppig bewachsene Lichtungen, Waldwiesen oder Sturmflächen angewiesen sind. Wenn Blütenangebot und Beerensträucher auf solchen „Störungs“-Stellen auch nur kurzlebig sind, so ziehen sie doch eine große Zahl an Schmetterlingen, Hummeln, Ameisen, Laufkäfern, Spinnen etc. an, gefolgt von Fröschen und Molchen, wenn ausreichend Tümpel zurückbleiben, von Wühlmäusen, die vergraste Stellen nutzen können und Vögeln, die Sämereien und Beeren aberten. Natürlich zieht dieser Reichtum auch die Beutegreifer an, wie Waldschnepfe und Dachs, die nach Regenwürmern bohren, den Grünspecht auf der Jagd nach Ameisen, oder Kreuzotter, Eulen und Greife, die den Mäusen auflauern. Dieser Lebensraum wird am besten durch Duldung eines natürlichen Zusammenbruches von Baumgruppen oder Beständen geschützt, was derzeit aber nur in großen Reservaten möglich scheint. Die traditionelle Forstwirtschaft bietet mit dem Aushieb kleinerer Freiflächen – durch Femelhieb und Saumschlag – durchaus vergleichbare Lebensräume, sodaß gehietsweise auch anspruchsvollere Tierarten, wie z.B. das Auerhuhn, trotz jahrhundertelanger Waldbewirtschaftung – überleben konnten.

Beim Lebensraum-Angebot für Wald-Lücken-Bewohner ergibt sich aber das vom Biotopschutz bisher zu wenig beachtete Problem der Kurzlebigkeit: Soweit die Schläge aufgeforstet werden, bleibt der Zeitraum einer nutzbaren Freifläche im Wirtschaftswald nur sehr kurz; durch regelmäßigen Holzeinschlag schafft der Forstmann aber ein stetiges Angebot. Im Naturwald werden die Lücken – ob durch Sturm, Borkenkäfer oder Schneebruch entstanden – schon nach wenigen Jahren durch die hohe Vermehrungspotenz der Pionierbäume wieder geschlossen. Sie bereiten das Feld für die Sämlinge der langlebigen Waldbäume.

Bei der Seltenheit natürlicher Katastrophen in unseren Waldgesellschaften heißt das, daß eine Vielzahl von Waldtieren auf seltene, kleine und weitverstreute Biotop-Inseln – in einem ansonsten weitgehend geschlossenen Waldmeer – angewiesen ist, hier jedoch nur für jeweils

kurze Zeit leben kann. Für Rehe hat sich eine solche Siedlungsstrategie bewährt: Sie können im relativ nahrungsarmen Altwald in äußerst geringer Dichte überdauern, bis das Kronendach aufreißt, Licht hereinklärt und eine üppige Krautflora das Nahrungsangebot vorübergehend anhebt. Dann vermehren sie sich sprunghaft und nutzen die Lücke in hoher Dichte aus.

Wenn die Vorstellung auch verbreitet ist, daß die natürliche Verteilung der Wald-Lücken-Bewohner eben dem natürlichen Auftreten von Wald-Lücken entsprechen müßte, so geht diese Rechnung aus der Sicht der Populationsdynamik für viele Arten nicht so glatt auf: Auerhühner, Spechte oder Auerochsen sowie die große Zahl totholzbewohnender Insekten können entweder nicht genug Nachkommen produzieren, um ausreichend „Suchtnipps“ nach neu entstandenen Lichtungen auszusenden, oder sie sind einfach nicht mobil genug, um entfernte Biotopinseln rechtzeitig zu besiedeln.

Diese „konservativen“ Tierarten benötigen langlebige Lichtungen im Wald bzw. ein dauerhaftes System von Wald-Lücken. Nach Lehrbuchmeinung der Waldökologie tragen derartige Ansprüche aber einen Widerspruch in sich, da Lichtungen eben von Natur aus kurzlebig sind – und deshalb kann es so etwas selbst im Naturwald gar nicht geben!

Großtiere haben aktiv in die Waldentwicklung eingegriffen

Die Lösung dieser Lebensraum-Frage liegt in der Tierwelt selbst, denn zur ursprünglichen Faunenausstattung Mitteleuropas zählen auch Großtiere, die aktiv in die Waldentwicklung eingegriffen und – als „Schlüsselarten“ – das Angebot an Freiflächen im Wald ganz entscheidend geformt haben dürften: Zur Rekonstruktion des natürlichen Angebots an Waldlebensräumen muß man sich die dazugehörige natürliche Artenvielfalt ins Gedächtnis rufen, mit den großen Wildrindern Wisent und Auerochse, mit Elch und Biber, örtlich wohl auch dem Wildpferd. Manche Autoren greifen bei der Darstellung ursprünglicher Verhältnisse noch weiter zurück und stellen auch noch den europäischen Waldelefanten an die Spitze der „Waldzerstörer“. Alle diese großen Pflanzenfresser haben Strategien parat, um einerseits den lückigen Altbestand vorzeitig aufzulichten, andererseits eine rasche Wiederbewaldung ihrer Weidegründe auf Waldlichtungen hinauszuzögern bzw. den beschattenden Kronenschluß im Jungwald möglichst lange zu verhindern.

Mit Horn und Huf, mit Geweih und Gebiß setzen sie dem Jungwald zu. Am ehesten überleben dornenbewehrte Sträucher und Laubbäume, die sich über Stockausschlag regenerieren; Nadelbäume sind benachteiligt. Je größer die Blöcke, die ein Wisentstier offenhalten kann, desto besser die Nahrungsbasis für seine Herde; je länger ein Elch das Strauchwerk von der Konkurrenz der Nadelbäume befreien kann, desto besser sein Winterfutter; je massiver der Rothirsch den Vogelbeerbaum benagt, desto saftiger die jungen Ersatztriebe usw. Im Zusammenwirken aller arttypischen Strategien müssen die Großtiere sehr wohl in der Lage gewesen sein, ein Wald-Lücken-System örtlich aufrecht zu halten.

Einzelne Tierarten gehen aber in der Manipulation der Waldentwicklung noch einen Schritt weiter, sie gestalten sich gleich ihren arttypischen Lebensraum selbst, wie z.B. der Biber: Durch Aufstau der Waldbäche ersäuft der Wald ganzer Talbereiche, es entstehen nicht nur Lichtungen mit reichlich Weiden, Aspen und Erlen, vielmehr schafft das verblüffende Verhalten dieser Nagetiere auch nährstoffreiche „Biberwiesen“, wichtige Lebensräume wiederum für Großwild, Sumpfvögel und Insekten.

Wenn die Quellen auch sehr dürrig sind und vieles an diesem Bild Spekulation bleiben muß, so ist einleuchtend, daß auch alle anderen lichtbedürftigen Pflanzen und Tiere von dieser Waldvernichtung durch die großen Weidetiere profitiert haben müssen, speziell Ameisen und Mäuse, Schmetterlinge und Singvögel, aber auch Auerhuhn und Grauspecht, Waldeidechse und Grasfrosch. Im jahrhundertewährenden Zyklus natürlicher Waldentwicklung erreicht das Lebensraumangebot für Wald-Lücken-Bewohner erst durch die Gestaltungskraft der Großtiere eine ausreichende Dimension.

Das immer wieder beschworene „Gleichgewicht zwischen Wald und Wild“ ist in der Natur nicht vorgesehen, denn hier ist jeder sich selbst der Nächste. Die langlebigen Bäume jedoch gewinnen den ungleichen Kampf letztlich und drängen die Pflanzenfresser durch ihre Beschattung wirksam aus dem Wald.

Die Siedler der Jungsteinzeit

Nach heutiger Kenntnis wurde die Mega-Fauna Mitteleuropas, die nicht minder imposant gewesen sein mußte wie die Reste an Großtieren im heutigen Afrika, bereits durch die ersten Siedler dezimiert, wenn nicht ausgerottet. Mit dem Eintrieb seines Weide-



Die drei bei uns derzeit vorherrschenden wildlebenden Pflanzenfresser: Gams, Hirsch und Reh. Sie alle leben auch im Wald und beeinflussen und verändern ihren Lebensraum.

vihs hat aber der Mensch – wenigstens seit der Jungsteinzeit – durchaus vergleichbare Strukturen in den Wald gebracht, weshalb ein Großteil der anspruchsvollen Wald-Lücken-Bewohner aus der heimischen Tierwelt gerade im Weidewald überleben konnte. So schädlich die Waldweide auch im Gebirgswald ist, für den Artenschutz kann sie wichtige Sonderhabitate formen.

Es liegt auf der Hand, daß Wälder ohne große Pflanzenfresser sich ganz anders entwickeln als solche unter Verbiß- und Gestaltungsdruck: Erstere werden von weitflächig geschlossenen Beständen stark beschatteter Baumarten beherrscht (z.B. Fichte, Buche, Tanne), die eine konkurrierende Waldvegetation möglichst abdrängen – und keinen Raum für Lichtungsarten bieten. Letztere sind durch ein unregelmäßiges Lückensystem mit kleineren Bestandseinheiten geprägt, in denen die Baumartenzusammensetzung sehr variabel und mit Strauchwerk, Krautfluren und kleineren Wiesenparzellen durchsetzt ist. Hier ist der Ursprungsbiotop der Wald-Lücken-Bewohner zu decken.

Beide Wege gibt es in der Natur, beide Waldausformungen sind daher „natürlich“. Will man die volle Breite ursprünglicher Artenvielfalt im Walde erhalten, so muß Schutz- wie Nutzungskonzeption auf diese Mehrgeleisigkeit eingehen.

Alibi für Hirschzucht und Rehparadies

Nun soll diese Darstellung nicht als Alibi für ein Hirschzucht- und Rehparadies mißverstanden werden, so, als könnte ein übermäßig erhöhter Schalenwildbestand den Ausfall der ursprünglichen Großtiere wettmachen. Einerseits sind die Belastungen der Pflanzenfresser für die Vegetation artspezifisch, das „natürliche“ Bild könnte erst durch das Zusammenwirken der verschiedenen Wildtiere nachgeformt werden. Zum anderen ist die Waldfläche in der Rodungslandschaft ohnehin drastisch reduziert worden, weshalb ein Großteil dieser Wald-Restfläche für die Sicherung von Waldlebensräumen des Schattentyps mit Uraltbäumen, Innenwaldklima, Totholz, Baumsturzlücken und kleinräumiger Verjüngung zur Verfügung gehalten werden muß.

Ein Teil der Wald-Lücken-Arten konnte auf die waldnahen Freiflächen der Kulturlandschaft ausweichen, wie Almen, Waldwiesen und baumdurchsetzte Viehweiden (z.B. Grauspecht, Wespenbussard, Schwarzstorch, Kreuzotter), im Extrem auch auf Alleen und Obstgärten (z.B. Wendehals, Gartenrotschwanz, Grauschnäpper). Ein anderer Teil findet sich weder mit dem naturgemäßen Dauerwald noch mit dem Kahlschlag zurecht und ist auch mit dem Grünland nicht zufrieden, wie die „Grenzgänger“ unter den Wildtieren, die eine enge Nachbarschaft von naturnahem Altholz, besonnten Lichtungen und deckungsreichem Jungwuchs benötigen; hierzu zählt das europaweit gefährdete Auerhuhn.

Für die Sicherung der erforderlichen Biotopvielfalt, von der hier die wesentlichen Typen mit Schattenwald, Waldlücken und Katastrophenflächen sowie dem Weidewald kurz skizziert wurden, kann keine einzelne Waldbau-Konzeption ausreichen, und auch Schutzgebiete wären mit der Aufgabe völlig überfordert. Die Frage heißt deshalb nicht: Nutzung oder Schutz, Pflege oder Wildwuchs, sondern wie möglichst viele verschiedene Ansätze unter einen Hut zu bringen sind.

Es gibt kein Patentrezept, vielmehr kann die Vielfalt an Lebensraumtypen im Wald nur über eine Vielfalt an Wegen geschaffen werden. Ein Maßnahmenpaket mit nutzungsfreien Waldreservaten neben Wirtschaftswald und Waldwiesen bzw. Weidewald scheint dem Anspruch auf eine nachhaltige Sicherung des Lebensraumes Wald am besten zu entsprechen.



*Dr. Wolfgang Scherzinger:
(Jahrgang 1944)
Geprägt durch eine
Kindheit in der Berg-
welt des Steirischen
Ennstales zählen
Eulen, Spechte und
Waldhühner bis heute zu den Favoriten des
Zoologen, der sich neben Verhaltensforschung,
Tiergärtnerei und Freilandökologie – nicht
zuletzt auf Grund über 20jähriger Mitarbeit
im Nationalpark Bayerischer Wald – für die
fachliche Konzeption von Großschutzgebieten
interessiert.*

Zum Thema Wald ...

1. Recyclingpapier: Viele Naturschützer und leider auch Behörden sind der Meinung, sie würden dem Wald und den Ökosystemen helfen, wenn sie für ihre Druckwerke Recyclingpapier verwenden. Das Gegenteil ist der Fall. Die Papierholzpreise haben ein noch nie dagewesenes Tief erreicht. In der Bundesrepublik Deutschland kann deshalb das Papierholz (Schwachholz) nicht mehr zu kostendeckenden Preisen den Wäldern entnommen werden. Die Folge ist der Zusammenbruch der Forstwirtschaft mit negativen Folgen für die Sozialfunktion des Waldes.

2. Widerspruch Naturwald/Wirtschaftswald: Für alle Menschen, die von der Sache etwas verstehen, ist der Bildgegensatz auf Seite 5 des „Aufwinds“ zwischen Naturwald und Staatswald (Wirtschaftswald) nicht vorhanden. Natürlich gibt es Fichtenmonokulturen und natürlich hat die private und staatliche Forstwirtschaft Fehler gemacht. Aber man kann doch nicht mit einigen Fichtenkulturen die Notwendigkeit eines Nationalparks begründen. Die Rückführung von Wirtschaftswald in Naturwald führt nicht zu einer Artenbereicherung, sondern zu einer erheblichen Verarmung der Natur (nur der Stärkere setzt sich im Naturwald durch).

3. Sinn und Unsinn des Naturschutzes: Auf dem Gebiet der Herzog von Württembergischen Forstverwaltung gibt es Orchideenstandorte, die in zunehmendem Maße durch die Attraktivität eines Nationalparkgebietes und den damit verbundenen Tourismus gefährdet erscheinen. Weder Sie noch wir haben die Möglichkeit, letztlich in unserer freien Natur Menschen daran zu hindern, die Natur zu genießen. Daß dabei auch Zerstörungen vorprogrammiert sind, ist leider heute nicht zu vermeiden.

Wie lange wollen Sie den Spaltungskurs zwischen angeblichen Naturschützern und der Forstwirtschaft fortsetzen? Wie wollen Sie den Menschen und Lesern des „Aufwinds“ mit Bildern wie auf Seite 5 klar machen, daß der Naturwald auch für die Menschen als Kulturgut dient und nicht exklusiv für Fundamentalisten geschaffen werden soll? Demonstriert nicht das Bild vom Staatswald die Begehrbarkeit, die Offenheit und das Bild vom Naturwald die Abgeschlossenheit, die Spielwiese von Museumsbetreibern und Fundamentalisten? Wann kehren Sie end-

lich zur Realität zurück? Die Forstwirtschaft will nicht nur Kompromiß, sie will mit Ihnen den Konsens!

*Dr. Künkele,
Direktion der Hofkammer
des Hauses Württemberg*

Bärensache – Ehrensache

Die Wiederansiedlung von Bären durch den WWF ist ein einmaliges Projekt in Mitteleuropa, welches die vollste Unterstützung verdient.

Schäden, welche Bären in diesem Sommer verursachten, haben die Bevölkerung erschreckt und gegen die Bären aufgebracht.

Nun, nachdem Schäden aufgetreten sind, griff man zur einfachsten Lösung: Bären zum Abschluß freizugeben!

Laut Bezirkshauptmann Mag. Hörzing hat der Jäger den Jungbären über 3 Tage lang beobachtet. Die Aussage des Jägers, er sei von hinten überrascht worden und hätte daher einen „Schnellschuß“ – „genau zwischen die Augen(!)“ – abgegeben, klingt nicht glaubwürdig. (Der Bär ist kurzschichtig und greift nur bei Bedrohung frontal an.) Dem Jäger mußte klar gewesen sein, daß es sich nicht um jenen Bären handelte, der von der BH zum Abschluß freigegeben worden war, da jener ein Mindestgewicht von 150 kg haben soll. Die katastrophale Äußerung des oö. Landesjägersmeisters: „... da ist es eindeutig zu viel verlangt, daß einer nicht abdrücken soll, wenn er so ein Tier vor der Flinte hat“, wirft ein bezeichnendes Licht, sowohl auf seine Person als auch auf den bisher geheimgehaltenen Schützen. Beide haben den Titel „Jäger und Heger“ nicht verdient und weisen sich als schießwütige „Menschen“ aus.

Die Bevölkerung sollte über das relativ scheue Wildtier „Bär“ und seine Verhaltensweisen aufgeklärt werden, ebenso über eigenes Verhalten bei eventueller Begegnung mit einem Bären.

Prim. Dr. Manfred Meixner